

## „Infinity cannot be measured“

An article by Edmond Israel and a response from Rolf Tarrach. **>PAGE 5**



## Un monument urbain de référence

La Fondation Pescatore inaugure de nouvelles infrastructures. **>PAGE 11**

## De Sébastopol à Odessa

L'Ukraine, berceau de la Russie, en bateau. **>PAGE 15**

## 1948-2008: 60 Jahre Warte

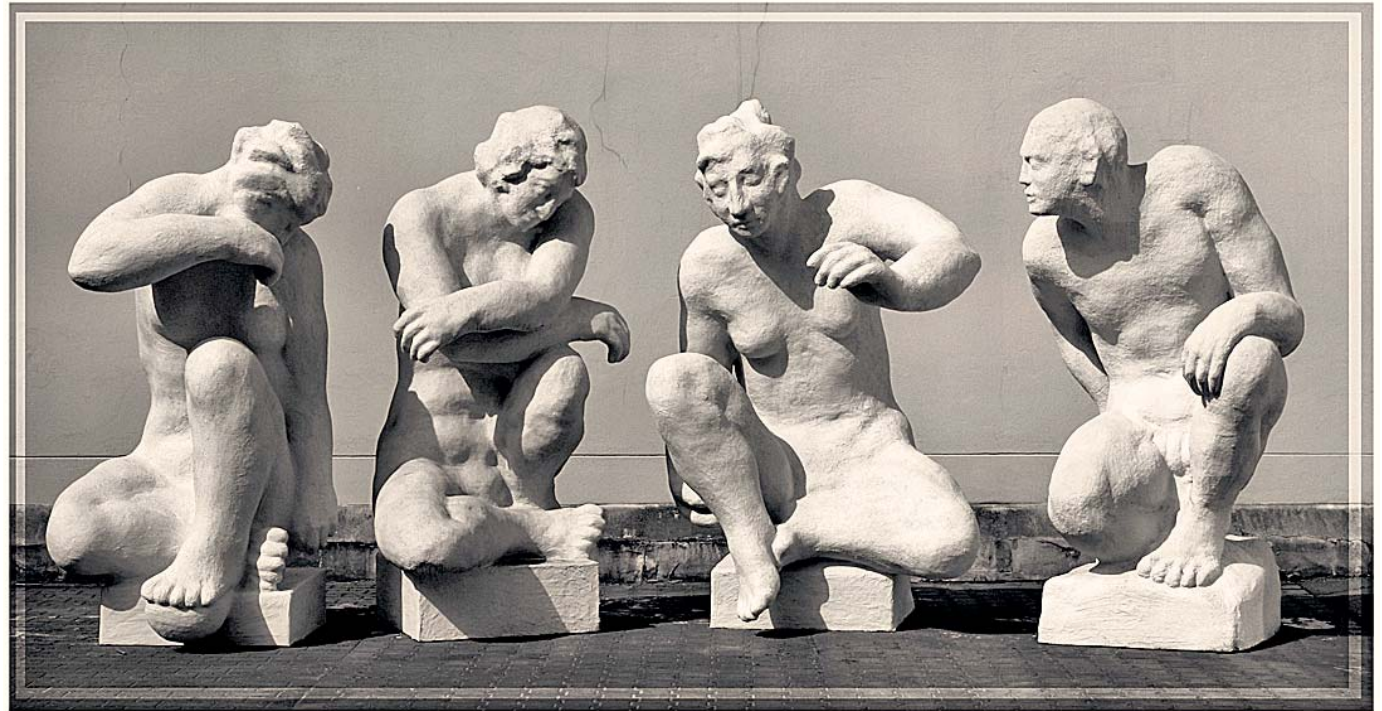
Auf den Tag genau vor 60 Jahren erschien die erste Ausgabe von „Die Warte“, der kulturellen Wochenbeilage des „Luxemburger Wort“. Und vor 75 Jahren (3. Januar 1933) wurde erstmals die Wartevorläuferin „Die Rundschau“ veröffentlicht, zunächst alle vierzehn Tage. „Der Zweck einer Kulturbeilage kann übrigens kein anderer sein als Ideen zu verbreiten“, hieß es damals in der Nummer 1. Die „Beilage des 'Luxemburger Wort' für Literatur, Kunst u. Wissenschaft“, die sich „vor allem als ein Organ der katholischen Intellektuellen“ verstand, wollte auf ein „Ideenbedürfnis“ der Zeit antworten. Während sieben Jahren sollte „die Rundschau“ erscheinen, bevor sie den Kriegswirren zum Opfer fiel. Mit der „Warte“ vom 2. Oktober 1948 sollte die Vorkriegstradition der Beilage für Literatur, Kunst und Wissenschaft wieder aufgenommen und „auf breiterer Grundlage fortgesetzt“ werden.

In mittlerweile 2 231 Ausgaben haben die zahlreichen freien Mitarbeiter und Verantwortlichen im Laufe der Jahre und Jahrzehnte das „luxemburgische Geistesleben von hoher Warte aus betrachtet“, so wie es die Gründer wollten.

Heute umfasst die Warte wöchentlich zwölf bis sechzehn Seiten, mehr als 30 namhafte in- und ausländische Mitarbeiter schreiben über Kunst, Literatur, Philosophie, Religion, Geschichte, Fotografie, Architektur, Wissenschaft, Politik und Gesellschaft ... Einzelbeiträge von zahlreichen weiteren Autoren vervollständigen das breit gefächerte Artikelspektrum, das von Glossen und Gedichten über Literaturkritiken und Kunstausstellungen bis hin zu kulturellen Reiseberichten und wissenschaftlichen Arbeiten reicht.

Aus gebotenem Anlass drucken wir in der Beilagenmitte dieser 16-seitigen Warte die erste Seite der „Nummer 1“ von 1948 als Zeitdokument ab.

Alle Mitarbeiter der Warte wünschen Ihnen, werter Leser, eine gute Lektüre! (ni)



## Zur Eröffnung der Cité judiciaire auf dem Plateau du Saint-Esprit

# „DER PALAIS GRAND-DUCAL: DAS IST GROSSE ARCHITEKTUR!“

## Interview mit dem luxemburgischen Architekten Rob Krier in Berlin

INTERVIEW: MARTINA JAMMERS (BERLIN)

■ **Herr Krier. In wenigen Tagen wird die Cité judiciaire eröffnet – ein Mammutprojekt, dessen Planungen bereits 1991 anliefen – eine gewaltige Zeitstrecke. Sind Sie nun zufrieden mit dem Ergebnis?**

Wissen Sie, wenn man Luxemburg aus westlicher Richtung anfliegt und über das Petrus- und Alzettelal schaut, dann hat man einen umfassenden Blick auf die gesamte Anlage. Aus der Luft schmiegt sich die Cité homogen an die Altstadt an, als ob es schon immer so gewesen wäre. Kommt man aber von Findel her, so macht das Ganze eher einen „harmlosen“ Eindruck. Die Bäume sind teilweise 30 Meter hoch. Eine Feuerwehrezufahrt erzwang das Fällen einiger Exemplare, wobei ich darauf gedrungen hatte, gleich neue zu pflanzen. Auch vom Grund her betrachtet fügt sich die Cité in die Typologie der Luxemburger Altstadt ein.

■ **Sie haben auch alte Bausubstanz integriert in Ihr Ensemble: Sind Sie damit glücklich?**

Es blieben Gebäude übrig von der ehemaligen Kaserne, in der

ich selbst noch als Soldat gedient habe. Heute wird es Vauban-Gebäude genannt, eigentlich minderwertige Architektur, doch steht sie nun mal unter Denkmalschutz. Da mein Vater hier einst als Schneider für Offiziere tätig war, kenne ich das Gebäude in- und auswendig. Leider wurde der beeindruckende Getreidespeicher, der den Kasernenhof abschloss und auch von innen sehr interessant war, abgerissen. Das Vauban-Gebäude haben wir komplett entkernt – ein ziemlich aufwändiges Verfahren! Es wäre günstiger gewesen, das historische Gebäude ganz abzutragen.

■ **Für allerlei Wirbel hat die ursprünglich geplante „Tour des ventes“ gesorgt? Warum haben Sie diesem Turm eine solche Bedeutung zugemessen?**

An der projektierten Stelle war ursprünglich ein turmartiger umkleideter Schornstein von 35 Metern Höhe, der für die gesamte Heizungsanlage benötigt wurde, aber auch für die des gesamten Regierungsviertels, des Rathauses und der Kathedrale. Die Heizungsanlage stand an jener Stelle, wo der Lift in den Grund hinunterfährt – und die wollten wir selbst-

verständlich nutzen! Es gibt ferner zwei Belüftungsanlagen zum Grund hin, was an sich mit Schlitzen im Sandstein recht geschickt gelöst wurde.

■ **Aber die „Tour des ventes“ hatte doch für Sie auch eine ästhetische Funktion ...**

Zunächst einmal zitiert er den gleichnamigen Turm der griechischen Antike, der in Athen steht und auch „Horologium“ genannt wird. Wunderbare Engchen umschwirren dort den achteckigen Turm – und so ist es auch ein Wortspiel – mit der Funktion eines Kamins. Zudem wäre er natürlich ein markantes Symbol für die Justiz geworden, der ja auch das Recht zusteht, sich zu profilieren. Schließlich zeichnen sich in Luxemburg auch der Bahnhof, die Sparkasse und nicht zuletzt der Palais Grand-Ducal aus durch turmartige Erhöhungen.



■ **Warum avancierte die „Tour“ derart zum Stein des Anstoßes?**

Von Anfang an entpuppte sich der Turm als sensibler Punkt. Bis 2002/03 konnte ich das Projekt des Turms am Leben erhalten; mein Bruder Léon ist etliche Jahre zuvor ausgestiegen. Früh schon prophezeite er, dass wir wohl den Turm würden aufopfern müssen, um das Ganze fertigstellen zu können. Und er behielt recht. Nun blieb natürlich das Problem des Schornsteins bestehen: als nackter Turm, kein schöner Anblick! Man denke nur an die drei gigantischen Heitztürme auf Kirchberg. So war ich genötigt, ein Gebäude technisch aufzublähen, nämlich jenes am Boulevard Roosevelt. Nun ragt über das Dach ein Kamin heraus, aus dem es tagaus tagein raucht. Es erinnert etwas makaber an ein Krematorium.

■ **Gab es nicht auch Befürworter für die „Tour des ventes“?**

Ja, dem Chef des Luxemburger Tourismusbüros beispielsweise hat sofort die Bedeutung des Turmes eingeleuchtet! Es wäre ein ungeheurer Attraktionspunkt geworden, – allein dieser einmalige Blick auf den gesamten Grund. ▶

## „Der Palais Grand-Ducal: Das ist große Architektur!“

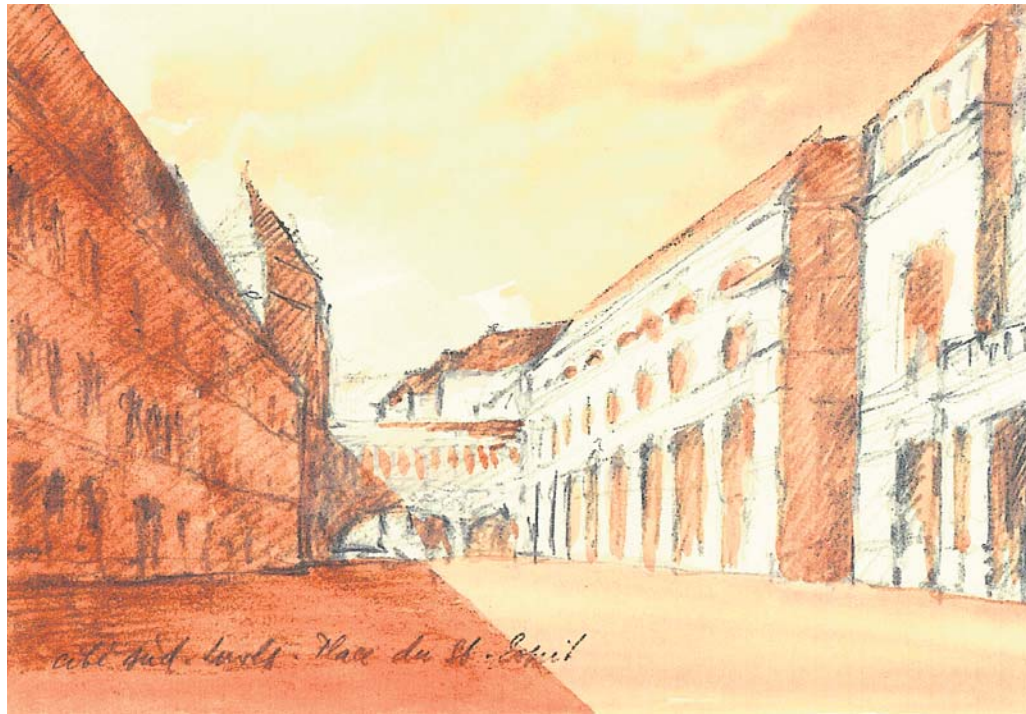
► So hatten wir eine Terrasse geplant, ein Café, sogar einen Souvenirladen. Auch sind uns alle Geschäfte, die wir für die Arkaden des Bezirksgerichts geplant hatten, gestrichen worden. Dabei wäre das oft übel riechende Liftfoyer der Tiefgarage sozial aufgewertet worden durch eine ganz andere Klientel. Einer Cité, die sich derart einer Monofunktion verschreibt, hätte eine ‚Durchlüftung‘ mittels einer weiteren Funktion zweifellos gut getan! Bedauerlicherweise wurden viele Versuche von unserer Planerseite von den Verantwortlichen abgewürgt.

■ **Wie erklären sich die Widerstände gegenüber Ihrem Cité-Projekt? Hängt es damit zusammen, dass gar keine Ausschreibung stattfand, vielmehr Ihnen und Ihrem Bruder sogleich der Zuschlag gegeben wurde?**

Ich habe soeben ein Buch über die Historie des Projekts verfasst, das im Dezember herauskommen soll: eine regelrechte Opera buffa. Sehen Sie, immer wenn ich mit Studenten das Planen einübe, frage ich diese vor dem allerersten Skizzenstrich: In welchen Kontext gehört Ihr Projekt? Welche Historie finden Sie vor? Man muss sich als erstes die Typologie einer Stadt klarmachen. Wenn Sie etwa die Avenue de la Liberté entlanggehen, entdecken sie ganz viele wunderbare Bauten. Ebenso auf den gerade mal 200 Metern von der Place d'Armes bis zum Fischmarkt: Da finden sie richtige Luxemburger Architektur. Ebenso der Großherzogliche Palast: das ist ganz große europäische Architektur.

■ **Mich erinnert Luxemburgs Architektur an eine Mélange aus Frankreich und Flandern.**

Auch wenn Luxemburg keine eigenständige Architektursprache entwickelt hat, – allenfalls den Maria-Theresia-Stil –, so gibt es hier doch unübersehbar Qualität. Die eigentlichen luxemburgischen Häuser sind Landvillen oder Burgen –



handwerklich außerordentlich gut gemacht, im Detail sehr fein und sehr eigen. Von Mettlach über Thionville und Trier bis Metz, Nancy und Liège: das ist ein großer Kulturkreis. Viel haben wir von anderen gelernt. Denken Sie an die Kathedrale oder den Palais Grand-Ducal: Hier kamen spanische Einflüsse zum Tragen, sehr floral, sehr expressiv, sehr elegant. Wir Luxemburger haben es leider versäumt, dies in den Vordergrund zu stellen. Die Stadt hat mit ihrem architektonischen Pfund nicht genügend gewuchert. Wir sind nicht mit unsren Bauten bekannt in diesem Europa!

■ **Das kann doch kaum sein. Schließlich präsentierte sich Luxemburg zweimal in rascher Folge als europäische Kulturhauptstadt – und wird ja wohl kaum den architektonischen Aspekt unterschlagen haben.**

Was hat man denn gemacht? Ist denn in diesen beiden Jahren ein anspruchsvolles Buch erschienen, das den architektonischen Reichtum des Landes spiegelt? Die Architektur wurde hier stets einfach hingegenommen.

■ **Denkt man an Gerichtsarchitektur, so fällt einem spontan der kolossale Palais de Justice in Brüssel ein, noch dazu markant platziert zwischen Ober- und Unterstadt. Oder sein nicht minder ehrfurchtseinfließendes Pendant in Wien. Haben Sie sich mit Ihrem Projekt grundlegend absetzen wollen von solchen „Vorbildern“? Als homogenes Ensemble aus mehreren kleineren Gebäudeteilen fallen mir die Law Courts rund um den Inner Temple in Londons City ein, wo zahlreiche Kanzleien nebeneinander arbeiten und der Besucher in eine geradezu meditative Sphäre eintaucht.**

Die Distanzierung von solch wuchtigen Justiznetzen stand absolut im Vordergrund meiner Überlegungen. Das städtebauliche Konzept ist eine ureigene Erfindung meines Bruders. Wir haben ja den Auf-

trag gemeinsam bekommen. Übrigens gibt es in Frankreich nominell sehr wohl einige Cités judiciaires, aber diese präsentieren sich dann doch nicht derart kompakt als ‚Stadt in der Stadt‘ wie in unsrem Beispiel.

■ **War also von vornherein eine Cité geplant und nicht ein großes Gebäude?**

Wir legten sogleich zwei Alternativen vor bei der ersten Planungssitzung. Es war eine Spezialität meines Bruders Léon, große Komplexe zu zertrümmern, diese in ihre Einzelteile zu zerlegen und dazwischen Stadträume zu schaffen. Léon hat dies in vielen Jahren zuvor in zahlreichen Projekten demonstriert. So hat er ein repräsentatives Gebäude von Palladio genommen, es in seine Elemente zerschnitten und collagiert zusammengesetzt – um sein Prinzip zu verdeutlichen. Wir hatten aber auch einen Plan B dabei für ein Gebäude aus einem Guss, schließlich lautete der Projektauftrag anfangs ausdrücklich „Palais de Justice“. Angefordert waren acht verschiedene Grundfunktionen der Gerichtsbarkeit auf dem Plateau du St-Esprit. Was lag da näher, als unsre Philosophie an diesem Objekt zu erläutern? Die Kleinteiligkeit setzte bei der Typologie der Stadt Luxemburg an. Ein wuchtiges Palais hätte dies nie geschafft. Freilich kann man auch einen großen Komplex nuanciert bearbeiten. Der Palais Grand-Ducal ist dafür ein gutes Beispiel. Er präsentiert sich als Ensemble, das zusammengehört, nicht disloziert. Er weist aber gleichwohl auf der Vorderseite eine Vielzahl von Aspekten auf, die im Zusammenhang mit dem Parlament stehen. Von der Rückseite hingegen ist er ja reinste bayrische Landschaft – alle möglichen Stilrichtungen tauchen da auf.

■ **Was sind die Vorteile des Cité-Konzepts?**

Die einzelnen Gebäudefunktionen sind schon äußerlich voneinander abgesetzt. Dies erleichtert beträchtlich die Orientierung. Zudem sind drei schöne

Höfe entstanden. Der einzige Preis dieses Konzepts ist ein höherer Sicherheitsaufwand, bedarf doch jedes Einzelgebäude eines eigenen Portiers.

■ **Welcher Kerngedanke hat Sie beim Planen und Bauen geleitet: die reibungslose Abwicklung der institutionellen Abläufe oder der Mensch, wie er die Räume und Gänge wahrnimmt und was er dabei empfindet?**

Der letztere Aspekt war der wichtigere. Ich habe an diejenigen gedacht, die von der Justiz betroffen sind, die ihr Recht einklagen oder ihr Unrecht hinnehmen müssen. Es sollte im Inneren der Cité eine Atmosphäre herrschen, die nicht so ist, wie das, was vielleicht jeder in seinem Leben einmal mitmachen muss. Ein Anwalt schrieb mir vor kurzem einen geradezu rührenden Brief. Der Mann war schon in allen neuen Gerichtssälen der Cité herumgekommen und konstatierte, dass der Tonfall zwischen Verteidiger und Kläger ein ganz anderer sei wie früher. Wenn schon in solch einem Gefilde keine Musik zulässig ist: Auch und gerade Architektur vermag nachhaltig einzustimmen.

■ **Wie sieht es in der Cité mit Kunst am Bau aus? Auch Ihre vier allegorischen Skulpturen über dem Portal stießen nicht nur auf einhellige Begeisterung?**

Schon vor zehn Jahren habe ich an die damalige Ministerin ein Dossier geschickt, in dem ich sie bat, für den Gebäudekomplex der Cité einen anderen Schritt zu machen, als er üblich ist. Und üblich ist: Das Gebäude wird nach der Fertigstellung regelrecht ‚möbliert‘ mit Skulpturen. Mir hingegen schwebte eine Art „Bauhütte“ – heute nennt man dergleichen gerne „workshop“ – von 25 bis 30 Künstlern vor, die während des Entwerfens und der Fertigstellung am Bau ihre Gedanken zum Thema „Justiz“ ausdrücken sollten. Rund 35 verschiedene Orte in der Cité hatte ich dabei vor Augen. Angestrebt war eine „Architecture parlante“, die wieder eine Ikono-

grafie erzählt. Es sollte eben mehr sein als architektonische Geometrie, die ja stets abstrakt ist. Das Thema „Schuld und Sühne“, das sich durch die Romane der Menschheit wälzt, böte hier reichlich Stoff. Doch diese Idee scheiterte letztlich am Geld. Seit 2003 gibt es nun einen verbürgten Posten „Kunst am Bau“, der bis zu zehn Prozent der Baukosten beanspruchen darf. Leider kamen wir rückwirkend nicht mehr in den Genuss dieses neuen Gesetzes.

■ **Was versprechen Sie sich von der Kunst am Bau? Dass auch einmal Menschen die Cité aufsuchen – ohne Gerichtsanliegen oder jenseits der Geschäftszeiten?**

Genau. Nun besteht in der Tat die Gefahr einer ‚toten Stadt‘ am Abend. Es gibt nicht einmal eine Cafeteria. Ich hatte zwei vorgesehen unter den Arkaden mit Blick auf die Alte Brücke, eines für die Advokaten, ein weiteres für die Bevölkerung. Leider wurde alles gestrichen. Und meine anvisierten Geschäfte sind inzwischen zu Büros mutiert.

■ **Spielten hier Sicherheitsabwägungen eine Rolle?**

Das Problem hätte man leicht hin in den Griff bekommen können. Ich denke, man war einfach nicht offen genug für eine solche Durchmischung. Mit einem freistehenden Turm hätte man natürlich etwaige Bedenken zerstreuen können, zumal ohnehin jede Nacht die Menschen den Lift zum Grund permanent nutzen.

■ **Abschließend noch eine Frage zu den von Ihnen entworfenen Skulpturen über dem Eingangsportal des Obersten Gerichts mit den Titeln „Verschämt“, „Lauschend“, „Ermahnung“ und „Auf der Hut“ – warum keine klassische Justitia?**

Diese Figuren waren seit Beginn der Planung Bestandteil der Fassadenkomposition. Skulpturen waren immer ergänzender Bestandteil der Architektur quer durch die Baugeschichte. Diese Tradition, die in der zeitgenössischen Baukunst vernachlässigt wurde, sollte wieder aktualisiert werden. Die Justitia als Göttin der Gerechtigkeit mit verbundenen Augen und einer Waage erschien mir entschieden zu abgegriffen als Symbol. Bei mir standen die Personen im Vordergrund, die den Eingriffen der Justiz direkt ausgesetzt sind, die Schuld tragen und eine Bestrafung erwarten. Die Unschuldigen sind und einen Freispruch erhoffen. Im Kontrast zur strengen Architektur ist die anthropomorphe Erscheinung der Körper und ihrer Bewegungen eine willkommene Ergänzung. Die Fassade des Obersten Gerichts ist nach Nord-Westen ausgerichtet. Mitte des Jahres trifft die erste Nachmittagssonne die Figuren gegen vier. Bei dramatischem Sonnenuntergang tauchen sie im Abendlicht in feuriges Rot. ■

Rob Krier:  
„Ich habe an diejenigen gedacht, die von der Justiz betroffen sind, die ihr Recht einklagen oder ihr Unrecht hinnehmen müssen.“

